

KAPITEL 2

REPARIEREN
UND SELBER-
MACHEN
IN MENSCH-
DING-
BEZIEHUNGEN
UND
-VERHÄLTNISSEN

„Vielleicht kennen wir die Gegenstände, die wir repariert oder selbst gemacht haben, besonders gut. Man hat sich schließlich miteinander bekannt gemacht, sich vielleicht sogar einander geöffnet!“

Denn wir öffnen nicht nur die Geräte, um sie zu reparieren. Auch wir selbst offenbaren uns: Unser Interesse an der Erhaltung des Gegenstands, unsere Fingertiefe beim Auseinanderschrauben, die Grenzen unserer Geduld, wenn es immer wieder nicht klappen will, das Kabel wieder einzufädeln . . . Aber am Ende steckt ein Stück von uns selbst in jedem Gegenstand, den wir repariert oder selbst gemacht haben.“

► Zitat aus der Ausstellung „zusammen schrauben – A Culture of Repair and Making“¹

Reparieren und Selbermachen sind nicht nur Arbeit an Dingen, sondern auch Arbeit an den Mensch-Ding-Beziehungen. Sie sind eine besondere Form der Hinwendung zum Gegenstand und der Interaktion mit den Dingen. Von den vielen Dingen, die uns im Alltag umgeben, wird einem (wieder)herzustellenden Gegenstand besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Es muss Raum geschaffen werden, und zwar sowohl zeitlich als auch physisch und mental, es müssen Werkzeuge und Ersatzteile beschafft und Wissen sowie körperliche Fertigkeiten aktiviert werden. Das Schaffen der Voraussetzungen für das Reparieren und Selbermachen geht über die Mensch-Ding-Beziehung hinaus und verweist auf die Mensch-Ding-Verhältnisse, wie die kulturelle Bedeutung von (wieder)hergestellten Dingen und (Wieder)Herstellungswissen oder die strukturellen Möglichkeiten für die Eigenarbeit an den Alltagsdingen. Um die thematisierten Beziehungen und Verhältnisse im weiteren Verlauf des Buches differenziert zu betrachten, wird in diesem Kapitel zunächst ein Spektrum an relevanten Perspektiven präsentiert und diskutiert. Dabei geht es zunächst um die Bedeutung von Dingen im Leben und in den sozialen Ordnungen der Menschen.

Das Unbehagen mit den Dingen

Im Alltag sind wir von Tausenden von Dingen umgeben. Zu jeder Zeit des Tages werden mehr oder weniger routiniert die verschiedensten Dinge genutzt – große und kleine, komplexe und einfache, Dinge technischer und nichttechnischer Art. Unsere Umgebungen sind gefüllt mit Dingen, die zu irgendeinem Zweck hergestellt wurden, sei es, um damit praktische Funktionen zu erfüllen, wie eine Tasse oder ein Telefon, sei es, um vorwiegend angesehen zu werden, wie ein Wandbild oder ein Gartenzwerg. Viele Dinge herzustellen und dauerhaft um sich zu scharen, die nicht reine Werkzeuge oder Lebensmittel sind, zeichnet den Menschen unter allen Tieren aus. Es gibt viele Dinge, die nützlich sind, aber auch Aufmerksamkeit brauchen.

Immer wieder findet sich in den Medien 2, aber auch in wissenschaftlichen Texten (siehe beispielsweise Trentmann 2018: 11) die etwas ominöse Aussage, dass jeder Mensch ungefähr 10.000 Dinge besitzt, zum Teil mit den Verweis auf das Statistische Bundesamt als Quelle. Dort wiederum lässt sich eine solche ‚Haushaltsinventur‘ nicht finden, sondern nur Erfassungen ausgewählter Dinge, wie Fernseher, Haushaltsgeräte, Fahrzeuge etc. (Statistisches Bundesamt 2021). Ob sich jemand wirklich mal die Mühe gemacht hat, die durchschnittliche Ausstattung eines Haushalts wissenschaftlich zu erheben oder ob es sich hier um eine sehr grobe Schätzung handelt, ist unklar. Neben dem erforderlichen Zeitaufwand ergeben sich auch definitorische Herausforderungen: Zählt jede Büroklammer oder Stecknadel als einzelnes Ding? Das scheint wenig sinnvoll zu sein, denn dann würden allein zwei 5.000-Teile-Puzzle schon die 10.000er Marke sprengen. Doch kommt es gleichzeitig bei einem Puzzle nicht auf jedes einzelne Teil an? Die interessante Frage lautet möglicherweise jedoch nicht, wie viele Dinge es genau sind, sondern warum es so viele sind.

Dazu existieren einige interessante qualitative Einblicke. So hat ein Team des kalifornischen „Center on Everyday Lives of Families“ in einem zehnjährigen Projekt mit dem Titel „Life at Home in the Twenty-First Century“ 32 Familien regelmäßig in ihren Häusern und Wohnungen besucht und deren materielle Ausstattung und Einrichtung dokumentiert (siehe Arnolde et al. 2012). Das Forschungsteam veranschaulicht, wie sich der

amerikanische Konsumismus des 20. Jahrhunderts im häuslichen Umfeld von Menschen niederschlägt, wie sich „Berge an Besitztümern“ (Arnolde et al. 2012: 14) anhäufen, die Wohnungen füllen und sich auf immer mehr Flächen, wie Garagen und Vorgärten, ausbreiten. Mit ihrem Ansatz der visuellen Ethnographie verdeutlichen sie, wie die Familien zum einen Erinnerungen in Assemblagen von Bildern und Objekten speichern und zum anderen versuchen, ihren mit vielen Aktivitäten gefüllten Alltag über materielle Arrangements zu vereinfachen. Dabei fällt auf, dass über die Ansammlung vieler unterschiedlicher Dinge, wie Bücher, Spiele, Gartengeräte, aber auch haltbarer und vorproduzierter Lebensmittel versucht wird, sich stets möglichst viele Handlungsoptionen offen und die dafür notwendige materielle Ausstattung verfügbar zu halten. Eine qualitative Studie über das intensive Horten von Dingen (Cherrier und Ponnor 2010) hat ebenfalls herausgefunden, dass Sammlungen ein Empfinden von Sicherheit und Verfügbarkeit erzeugen, das sich sowohl auf die Vergangenheit (Biografie, Erinnerungen) als auch auf die Zukunft (Projektionen, Zukunftsziele) bezieht. Dinge wegzuwerfen, würde bedeuten, dass Erinnerungen entsorgt werden und mögliche Zukunftsoptionen nicht mehr zur Verfügung stehen. Mit dinglichen Assemblages in ihren Wohnumgebungen erzählen Menschen Geschichten über sich selbst und drücken Identität aus (Gram-Hanssen und Bech-Danielsen 2004), sie setzen sich darüber aber auch mit ihren Mitbewohner*innen auseinander und handeln Vorstellungen und Vereinbarungen aus (Reimer und Leslie 2004). Wie wir in den folgenden Kapiteln zeigen werden, haben (An)Sammlungen von Dingen sowie emotionale und biografische Beziehungen und Ding-Geschichten für das Reparieren und Selbermachen eine große Bedeutung (siehe vor allem Kapitel 4, 6 und 7),

Besitztümern wird seit jeher über ihren praktischen Nutzen hinaus auch eine Bedeutung für die Entwicklung und den Ausdruck von Identität zugeschrieben (Belk 1988; Grubb und Grathwohl 1969). Sie dienen zur Selbstpräsentation nach außen und bilden einen wichtigen Bestandteil sozialer Positionierungs- und Distinktionsprozesse (Bourdieu 1982). Dies gilt jedoch nur für einen Bruchteil der vielen (möglicherweise weit über 10.000) Dinge, die in das Besitztum eines durchschnittlichen Haushalts fallen. Eine praxeologische Perspektive verweist auf die Relevanz von Dingen als Werkzeuge zur Ausübung sozialer Praktiken, hier stehen vor allem solche Besitztü-

mer im Vordergrund, die regelmäßig und routiniert gebraucht werden, um zu kochen, mobil zu sein, zu wohnen oder zu arbeiten (Shove et al. 2007). Etwas zu besitzen, ermöglicht dabei die generelle Verfügbarkeit der Praktiken und des jeweils dafür benötigten Werkzeugs. Doch viele Dinge im Haushalt gehören weder zu den emotional bedeutsamen Dingen noch zu den täglich gebrauchten Werkzeugen. In den Wohnungen befinden sich etliche Gegenstände in Wartehaltung¹, die selten genutzt werden oder reparaturbedürftig herumliegen und dabei vermutlich weder einen symbolischen noch einen praktischen Nutzen haben. Was kennzeichnet die Beziehung der Menschen und ihres Alltags zu diesen Dingen? Wie in einigen nachfolgenden Kapiteln beobachtet werden kann, werden selbst Dinge, die zuvor regelmäßig gebraucht wurden oder von persönlichem Wert sind, nicht direkt repariert, wenn sie kaputt gehen. Sie werden bisweilen sogar lange aufbewahrt. Gegenstände können damit also nicht nur aus der Nutzung, sondern auch ‚aus der Bedeutung‘ fallen. Und sie können dann zur Belastung werden, wenn sie zuviel Raum einnehmen oder zu Konflikten zwischen den Haushaltsteilnehmern führen.

Die Ambivalenz des Besitzens wurde auch im Repara/kul/tur-Projekt deutlich. So haben die Bürgerforscher*innen beispielsweise Grundrisszeichnungen der eigenen Wohnung angefertigt (siehe Beschreibung im Anhang) und es sollte von ihnen eingezeichnet werden, wo sich die Dinge befinden, die repariert oder gewartet werden müssen oder lange nicht mehr benutzt wurden (siehe als Beispiel Abb. 3). Diese zunächst eher sachlich-deskriptiv erscheinende Betrachtung wurde in der gemeinsamen Diskussion der Zeichnungen bisweilen emotional. Einige Bürgerforscher*innen äußerten ein schlechtes Gewissen oder Unbehagen angesichts der überraschend vielen Dinge, die

1 Siehe: <https://zusammen-schrauben.de/ausstellung/4-beziehungen/>

2 Siehe beispielsweise folgende Beiträge, die typischerweise auf Quellenangaben verzichten: <https://psychologie-journal.de/minimalismus/1197/wie-viele-dinge-braucht-der-mensch/> Oder hier: <https://www.geo.de/natur/nachhaltigkeit/16169-rtkl-minimalismus-sieben-tipps-mit-denenesie-ueberfluessigen-ballast>, oder diese Angabe hinterfragend: <https://www.derstandard.at/story/2000132723089/besitzen-wir-wirklich-10-000-dinge>

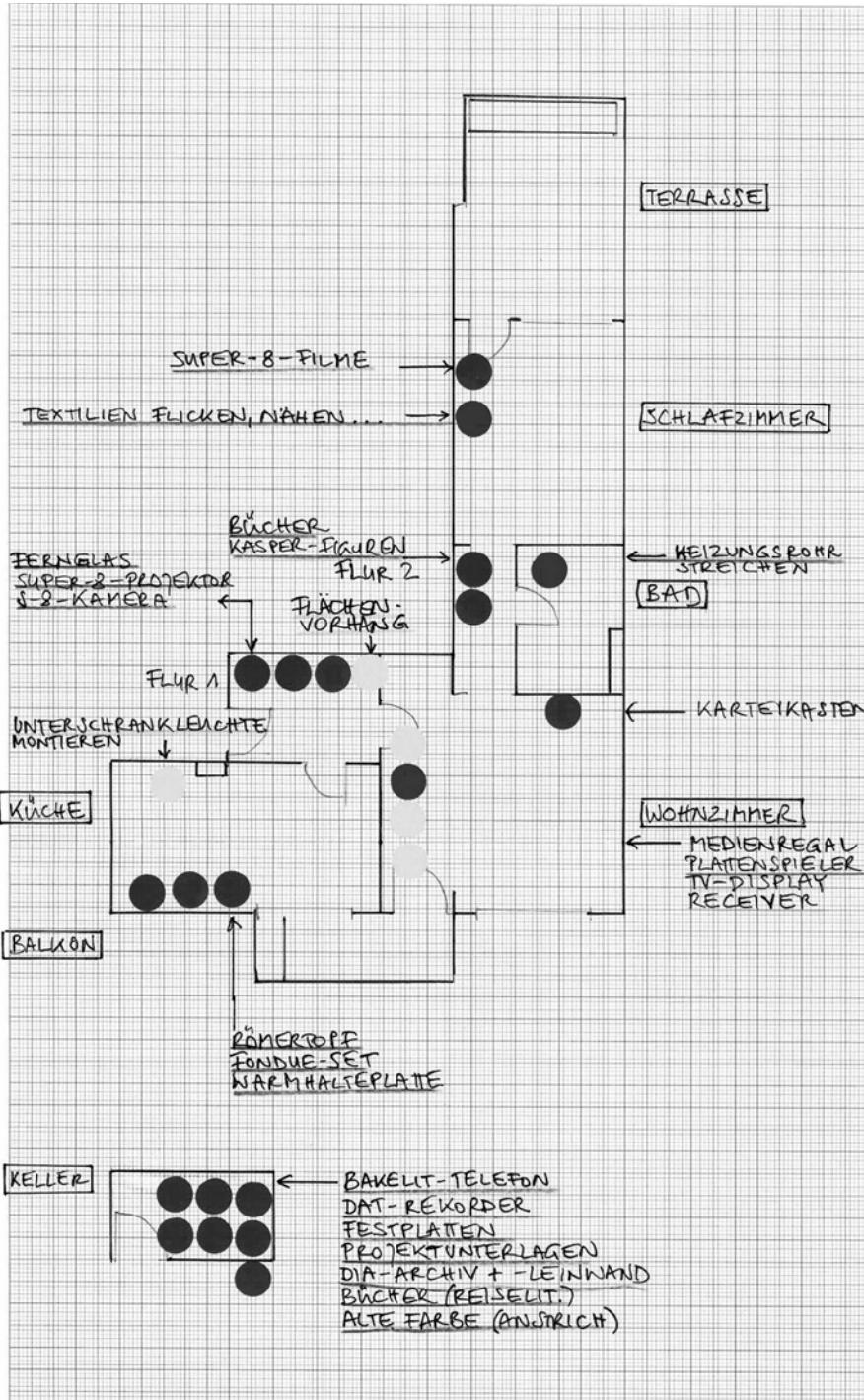


Abb. 3: Grundriss von Connys Wohnung, die Punkte deuten die Gegenstände an, die länger nicht genutzt wurden oder reparatur- und wartungsbedürftig sind

zum Teil schon länger auf eine Reparatur warten oder die ungenutzt herumstehen.

„Gerade, wenn ich so an die Küche denke, was man da für Teile hat, von früher. Dann hast du ein Raclette geschenkt bekommen, dann hast du eine Fritteuse geschenkt bekommen, dann hast du ein Fondue geschenkt bekommen zu Weihnachten. Das Fondue habe ich bestimmt fünf Jahre nicht mehr benutzt, habe ich immer nur verliehen, [...] ja Küche ist wirklich so ein Beispiel, wo ich sage, da könnte ich mal wieder ausmisten“

► Sylke im Reflektionsgespräch

Dass Besitz nicht nur mit Zufriedenheit, Sicherheit und Glück verbunden wird, sondern auch als unbehaglicher Ballast empfunden werden kann, wird in der Konsumforschung öfter beschrieben³. Dieses Unbehagen kann dem Erfolg einer langen Tradition der wissenschaftlichen Konsumkritik zugerechnet werden, die bis in die antike Philosophie zurückreicht. Überlieferte Erzählungen über das Denken und die Lebensweisen von Philosophen, wie Diogenes und Epikur, machen die zwiespältige Bedeutung von Besitz zum Thema (Kämpf 2020). Beide Philosophen werden für ihre Lehre von der Enthaltsamkeit und Askese auch heute noch rezipiert, wobei bisweilen eine eher naturalistische Perspektive übernommen wird, in der eine basale materielle Ausstattung als ‚natürlicher‘ Zustand und darüber hinausgehender Besitz als ‚unnatürlich‘ angenommen werden: „Den Menschen nützt der naturwidrige Reichtum ebenso wenig wie das Nachfüllen von Wasser in ein schon gefülltes Gefäß. Denn offenbar fließt beides nach außen wieder ab“. Dieses, dem Philosophen Epikur zugeschriebene Zitat dient als Unterlegung von Auffassungen, dass Glück jenseits materieller Befriedigung zu suchen ist, da diese gewissermaßen unersättlich ist (vgl. beispielsweise Schaaff 2010). Diese Auseinandersetzungen mit dem Streben nach Besitz und den Tücken des Besitzens dienen unter anderem als Vorlage moderner Konsumkritik, in der Konsum und Besitz als Fiktion oder Täuschung oder „Entmenschlichung, Versklavung und Korruption durch die Verlockung der Dinge“ (Trentmann 2018: 20) beschrieben werden (vgl. kritisch dazu auch Ullrich 2011).

Doch die Ursachen für das ‚Unbehagen mit den Dingen‘ allein in der Konsumkritik zu verorten, greift zu kurz. Die Beziehung zu den Dingen ist

mehr als eine mehr oder weniger bewusste, vom Menschen ausgehende Zuweisung von positiver oder negativer Bedeutung des Besitzens. Die Empfindung von Besitztümern als Ballast, das schlechte Gewissen in Anbetracht der Vernachlässigung oder Missachtung von Dingen sind nicht nur auf die mentale Verarbeitung konsumkritischer Diskurse zurückzuführen. Die genannten Beispiele aus der Konsumforschung sowie unserem Projekt verweisen auf ein mindestens transaktionales Verhältnis zwischen Menschen und Dingen, auf ein System aufeinander aufbauender, komplexer Wechselbeziehungen. Dinge sind Werkzeuge und Alltagsbegleiter. Sie können den Alltag erleichtern, aber auch irritieren und dann erschweren, wenn die Dinge kaputt gehen oder unverständlich sind. Dinge, wie die oben genannte Fondue-Set, können eine Zeitlang vom Radar verschwinden und dann wieder auftauchen, sie sind geduldig, können aber auch zum Mahner werden. Selbst nicht genutzte Dinge werden in irgendeiner Form wahrgenommen, ihr schiere Existenz wird empfunden und löst Reaktionen aus: Unbehagen auf der einen Seite („man müsste mal ausmisten“), aber auch Verfügbarkeit und Möglichkeit („ich habe was zum Ausleihen“). Jeder Akt am und mit dem Gegenstand – und sei es nur ein Aussortieren, Verleihen oder Umräumen desselben – ist eine Form der Hinwendung zum Ding und reproduziert oder rekonfiguriert die Mensch-Ding-Beziehung. Genauso sind auch das Reparieren und Selbermachen mehr als die (Wieder)Herstellung eines benötigten Gegenstands. Sie sind als eine Form der Hinwendung zum Ding und zur Dingwelt zu verstehen, die das bisherige Mensch-Ding-Verhältnis entscheidend verändern, sogar transzendieren kann. Wer einen Wasserkocher entkalkt, ein Loch stopft oder ein Regal baut, setzt sich mit dem Ding in der Hand und mit der Dingwelt gleichermaßen auseinander. Das Ding wird zum Stellvertreter aller anderen Dinge, der Mensch lernt in der Auseinandersetzung mit dem einen Ding auch alle anderen Dinge des gleichen Typs kennen. Wer einmal einen Wasserkocher entkalkt hat, hat von

³ Hier lässt sich eine große Bandbreite an Forschungsrichtungen und -arbeiten nennen, von eher anthropologischen Untersuchungen einer „Kultur des Weniger“ (Derwanz 2015), über die Materialismus- und Suffizienz-Forschung (Speck 2016; Ahuvia und Wong 1995) bis hin zur Forschung über die Beweggründe des Teilens und Tauschens (zum Beispiel Behrendt und Henseling 2018), um nur einige wenige Beispiele zu nennen.

diesem Moment an ein anderes Verhältnis zu Was-
serkochern. Wer einmal einen Tisch gebaut hat,
kennt jeden Tisch nun besser, und zwar unabhän-
gig davon, ob diese Tätigkeit noch einmal an
einem anderen Gegenstand wiederholt wird oder
nicht.

Der vielschichtigen und transaktionalen
Mensch-Ding-Beziehung und ihrer Reproduktion
und Rekonfiguration durch Reparieren und
Selbermachen wird sich im Folgenden aus unter-
schiedlichen Perspektiven heraus genähert. Die
Auseinandersetzung mit verschiedenen Ansätzen
gerät etwas ausführlicher, und zwar nicht nur
deshalb, weil Mensch-Ding-Beziehungen
/-Verhältnisse komplexe Phänomene sind, die,
angefangen von der Performanz des Alltags bis
hin zur Herstellung sozialer oder soziomateriel-
ler Ordnungen, überall relevant sind. Die Aus-
führlichkeit ist auch damit begründet, dass hier
die Grundlagen für Aussagen über *die Verhältnisse*
geschaffen werden sollen, die repariert oder selbst
gemacht werden.

Bisher wurde begrifflich zwischen Mensch-
Ding-Beziehungen und Mensch-Ding-Verhältnis-
sen mäandert, mit der Nutzung dieser Begriffe sollen
aber unterschiedliche Bedeutungen markiert
werden. Ist von *Mensch-Ding-Beziehung* die Rede,
werden Tiefenbohrungen vorgenommen in das,
was zwischen einem einzelnen oder mehreren
Menschen und einem Ding (Gegenstand, Objekt)
passiert. Es wird beobachtet, wie Mensch und
Ding in ihren Inter- oder Transaktionen aufeinan-
der einwirken, wie sich hierin Rituale und Routi-
nen ausbilden und wie sich Menschen in Dinge,
ihre Oberflächen und Funktionen einschreiben
und Dinge in den Menschen, in ihre Bewegungen
oder ihr Gedächtnis. Mit dem Begriff *Mensch-Ding-
Verhältnisse* wird der Fokus verbreitert auf die
gesellschaftlichen Verhältnisse, die sozialen Ord-
nungen, soziomateriellen Arrangements und
soziotechnischen Regimes, die sich auf die Kon-
stitution von Menschen und Dingen und den Kon-
text ihrer Inter- und Transaktionen auswirken.
Der Begriff Mensch-Ding-Verhältnisse inkludiert
damit gewissermaßen Mensch-Ding-Beziehun-
gen, ist aber zu ‚grobmaschig‘, um zu beobachten,
was beim Reparieren und Selbermachen zwischen
Menschen und Dingen geschieht. Zudem soll in
diesem Buch herauskristallisiert werden, wie sich
über die Veränderung von Mensch-Ding-Bezie-
hungen auch die Mensch-Ding-Verhältnisse ver-
ändern lassen.

Die im Folgenden diskutierten Konzepte und
Ansätze ermöglichen es, für das Raus- und Rein-

zoomen auf die Veränderungen von Beziehungen
und Verhältnisse beim Reparieren und Selber-
machen eine differenzierte Perspektive zu entwi-
ckeln.

Ansätze zum Verstehen von Mensch-Ding- Beziehungen und -Verhältnissen

Lange Zeit war in der Konzeption von Mensch-
Ding-Verhältnissen eine Perspektive dominierend,
die nach der Prämissen des Cartesianischen Dual-
ismus die Sozialwelt und die Welt der Materie,
also Mensch und Ding, streng voneinander trennt
(Folkers 2013). Im sogenannten Repräsentationalismus
(Barad 2012b) sind es vor allem mentale und symbolische Repräsentationen, über die Dinge für Menschen zugänglich werden. In der Mensch-Ding-Beziehung wird der Mensch als dominant charakterisiert: Er konstruiert den Sinn und die Funktionen der Dinge, die Beziehung findet vor allem auf geistiger Ebene statt. Die Materialität ist somit vor allem passive Oberfläche kultureller Projektionen, die Rückwirkung der Dinge auf den Menschen wird nicht beachtet. Der Repräsentationalismus wurde aus unterschiedlicher Richtung vielfach revidiert. Insbesondere materialistische Ansätze untersuchen die Mensch-Ding-Beziehung als Inter- und Transaktion, und zwar nicht nur zwischen Mensch und Ding, sondern auch zwischen verschiedenen Akteur*innen der Gesellschaft und die – von Macht- und Einflussverhältnissen geprägte – Konstitution einer materiellen Kultur. Im Folgenden werden verschiedene, eher materialistisch orientierte Perspektiven in ihrer Relevanz für den Gegenstands-
bereich ‚Reparieren und Selbermachen als Arbeit an Mensch-Ding-Verhältnissen‘ diskutiert.

Entfremdung und Warenästhetik – Die kapitalistische Überformung von Mensch-Ding-Verhältnissen

In den Darstellungen materialistischer Theorietraditionen wird bisweilen zwischen dem historischen und dem neuen Materialismus unterschieden. Ersterer ist vor allem mit der materialistischen Theorie von Karl Marx verbunden. Die Mensch-Ding-Beziehung kann diesem Ansatz zufolge als durch einen evolutionären Aushandlungsprozess zwischen Mensch und Natur geformt betrachtet werden, in dem der Mensch seinen Zugriff auf Natur stets vergrößert hat. In dieser Aushandlung entsteht die sogenannte „zweite Natur“ (Geisen 2011: 128), eine vom Menschen produzierte Um- und Dingwelt, die wiederum auf den Menschen zurückwirkt. Mit dem Fortschreiten der industriellen Produktion versucht der Mensch, sein Umfeld nach seinen Bedürfnissen zu gestalten. Gleichzeitig wirken die selbst geschaffenen Produkte sowie die Produktionsverhältnisse auf den Menschen zurück, sie sorgen für eine stetig wiederkehrende Bedürfnisgenese. Nach dieser Lesart bedingen sich Mensch und Objekt – als Elemente der Dingwelt – gegenseitig in ihrer Existenz. Im Laufe der menschlichen Evolution und insbesondere der industriellen Revolution haben sich die Verhältnisse der Produktion immer weiter ausdifferenziert und in industriellen Produktionsweisen manifestiert. Dies hat nach Marx auch Einfluss auf den dialektischen Prozess der Bedürfniskonstitution zwischen Mensch und Umwelt sowie Mensch und Ding. Wesentlich ist dabei die zunehmende *Entfremdung* zwischen Mensch und Ding beziehungsweise der Produktion von Dingen und den menschlichen Bedürfnissen. Nach Marx ist die Entfremdung vor allem eine Folge der kapitalistischen Überformung sowohl von menschlicher Arbeit als auch von den Produkten der Arbeit. Die Verteilung der Produktionsmittel im auf Privateigentum ausgerichteten kapitalistischen System sorgt dafür, dass Arbeit als Ware an die Kapitalbesitzer*innen verkauft wird. Arbeiter*innen schaffen dabei Produkte nicht zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse, sondern zur Befriedigung fremder, der kapitalistischen Logik folgenden Bedürfnisse. Arbeiter*in-

nen sind somit vom Arbeitsprozess sowie von sich selbst als Arbeitstleistenden entfremdet, sie sind in der Arbeit sozusagen „außer sich“ (vgl. MEW 40 1968: 661). Die Entfremdung betrifft weiterhin auch das Produkt der Arbeit, das weder die Bedürfnisse der Arbeiter*innen befriedigt, noch ihnen gehört und dennoch Macht über sie ausübt, denn sie sind das erwartete Resultat ihrer lohnabhängigen, entäußernden Arbeit. Der Arbeitslohn wiederum kann zur (Wieder)aneignung von Produkten eingesetzt werden, bei der eine weitere Entfremdung beobachtet werden kann. Denn aufgrund der Warenförmigkeit der Dinge tritt ihr Tauschwert gegenüber dem Gebrauchswert in den Vordergrund. Der Tauschwert wird allerdings durch den Markt, das heißt die marktvermittelte Relation zu anderen Waren, geprägt. Ein Ding erlangt über den Tauschwert nahezu „übersinnliche“ Eigenschaften (vgl. Marx 1872: 83 ff), das heißt Eigenschaften, die über die physischen Sinne nicht mehr wahrnehmbar, sondern historisch-gesellschaftlich überformt sind. Dies kann zur Verehrung eines materiellen Gegenstands aufgrund seines hohen Preises und nicht aufgrund der damit verbundenen Erinnerungen und Erfahrungen oder seiner Nützlichkeit führen (vgl. Trentmann 2018: 155).

Marx' Überlegungen zur Entfremdung zwischen den Menschen, der Arbeit, den Produkten der Arbeit und der ‚bearbeiteten‘ Natur werfen ein wichtiges Schlaglicht auf die (sich verändernden) Verhältnisse von Menschen und Dingen und deren Überformung durch kapitalistische Produktionsverhältnisse. Gleichzeitig bedingen sie eine nur ausschnitthaftige Wahrnehmung von Dingen und Mensch-Ding-Beziehungen, denn sie fokussieren sich vor allem auf die Produktion und (Wieder) Aneignung von Dingen als Waren und nicht auf das alltägliche Leben mit den Dingen: „Nachdem Marx die Dinge in abstrakte Waren verwandelt hat, verlor er das Interesse an ihrem weiteren Schicksal“ (Trentmann 2018: 155). Dennoch war Marx' Konzept der Entfremdung für die Konsumforschung anschlussfähig, sehr prominent unter anderem für die „Kritik der Warenästhetik“ von Wolfgang Fritz Haug (1971). Haug setzt an der Überlegung von Marx an, dass der (Tausch-)Wert einer Ware – also das, worauf die Produzent*innen abzielen – erst durch den Kauf realisiert werden muss, der Gebrauchswert – als Ziel der Käufer*innen – sich aber erst im Gebrauch zeigen kann. Der Gebrauch ist dem Kauf nachgelagert, bildet gleichzeitig aber die Voraussetzung für den Kauf. Um den Umgang mit dieser Herausforderung für die Marktteilneh-

menden aufzulösen, führt Haug den Begriff „Gebrauchswertversprechen“ ein. Dabei konzentriert er sich vor allem auf die ästhetischen Aspekte, wie das Erscheinungsbild (die „Erscheinung des Gebrauchswerts“, Haug 1971: 48) und die Präsentation des Objekt vor dem Kaufakt. Der Schein oder die Erscheinung entspricht jedoch nach Haug nicht unmittelbar dem Sein des Objekts, das Gebrauchswertversprechen wird vielmehr von einer ästhetischen Abstraktion getragen, die den Techniken des Marketings, der Werbung, des Verpackungsdesigns etc. zugrunde liegt. Da es nach Haug jedoch in einer kapitalistischen, am Tauschwert orientierten Ökonomie an Gebrauchswertkenntnissen mangelt, sind Menschen in ihrer Objektaneignung auf die Suggestionen und Gebrauchswertversprechen des Marketings zurückgeworfen. Die mangelnden Gebrauchswertkenntnisse wiederum werden von den Hersteller*innen und dem Markt ausgenutzt, um Gebrauchswertstandards, wie die Lebensdauer und die Zuverlässigkeit von Produkten, herunterzusetzen, um damit ihre tauschwertorientierte Wertschöpfung zu steigern.

Der Begriff „ästhetischer Kapitalismus“ von Gernot Böhme (2016) knüpft an diesen Überlegungen an und hebt die Marx'sche These der fremdbestimmten Bedürfnisgenese hervor. Böhme schlägt dabei den Begriff „Begehrnisse“ vor für Bedürfnisse, die vom kapitalistischen Markt geschaffen und unendlich gesteigert werden können, weil sie niemals als gestillt empfunden werden. „Die Entwicklung dieser Begehrnisse nach Gesehen-Werden, nach Ausstattung, nach Selbstinszenierung sind die Basis einer neuen praktisch unbegrenzten Ausbeutung. Auf ihrer Basis kann Konsum zur Leistung gemacht werden, wird das Leben im Überfluss zum Stress und die Verausgabung [sic!] zur Pflicht.“ (Böhme 2016: 45, Hervorhebungen im Original). Die Ökonomie der Bedürfnisse als Begehrnisse bildet für Böhme den Kern einer neuen Variante des Kapitalismus, bei der die Gestaltung schöner Oberflächen sowohl bei den Produkten als auch an den Orten des Einkaufs eine zentrale Rolle spielt und der Kaufakt effektvoll inszeniert wird.

Die von der marxistischen Lesart geprägte Fokussierung und Gegenüberstellung von Tausch- und Gebrauchswert wurden in der Konsumforschung vielfach kritisiert (vgl. unter anderem den Sammelband „Kritik der Warenästhetik“ von Drügh et al. 2011). Neben der Vereinfachung der Wertkategorien steht auch die Normativität der Gleichsetzung von Gebrauchswert mit ‚echtem‘

und Tauschwert mit ‚verfremdetem‘ Wert in der Kritik. Wolfgang Ullrich (Ullrich 2011: 114) weist mit der Einführung des Begriffs „Fiktionswert“ auf die kulturellen und interaktiven Prozesse der Konstruktion und Inszenierung von Fiktionen über den Wert von Gebrauchsgütern hin, die jenseits der konstruierten Linien zwischen Produzierenden und Konsumierenden stattfinden. Ullrich vergleicht die Auseinandersetzung und Aneignung von Konsumobjekten mit dem Konsum von Kunst: In beiden Fällen konstruieren und inszenieren Produzent*innen beziehungsweise Anbieter*innen und Konsument*innen gemeinsam Fiktionen über Sinn und Wert von Gebrauchsgütern und ihres Konsums. Er betont damit, dass dem Objekt auch als Ware kulturelle Bedeutungen eingeschrieben sind, die über die reine Manipulation hinausgehen. Auch wenn bei der Konstruktion und Inszenierung von Wertfiktionen weiterhin die Machtverhältnisse des Marktes wirksam sind und Herstellende und Handel qua Marketing dominant bleiben können, so verweist der Begriff auf die Grenzen der Überformung des Werterlebens durch den Markt. Um Wertkonstruktionen und Werterleben differenziert zu erfassen, ist es daher notwendig, auch jenseits der Kaufsituation die vielfältigen Formen der alltäglichen Aneignung von Dingen zu untersuchen. Erst im Alltag und im Kontext einer routinierten Nutzung findet eine körperlich-emotionale Aneignung statt, werden Erfahrungen mit Dingen gesammelt und mit ihnen verknüpft und werden sie Teil sozialer Beziehungen (vgl. Illouz 2011). Insbesondere Eva Illouz weist darauf hin, dass die körperlich-emotionale Aneignung im Alltag einen „Prozess der Entkommodisierung“ einleiten kann, bei dem „Konsumobjekte aus dem Kreislauf des Warentauschs heraustrreten und eine persönliche Bedeutung in einem Netzwerk sozialer Beziehungen annehmen können“ (Illouz 2011: 63). Sie schlägt vor, einen Mittelweg zwischen einer marxistischen – die Verhältnisse überbetonenden – und einer postmodernen – die Beziehungen in den Vordergrund stellenden – Perspektive einzuschlagen, und verweist auf die Rolle von Emotion und Imagination in der Vermittlung zwischen den (über) formenden Kräften des Marktes und den Wünschen und Begierden des Individuums. Die Berücksichtigung von Emotion als vielschichtigem Konstrukt, das sowohl Absichten, Urteile, Werte und Handlungsbereitschaften als auch die Körperllichkeit von Konsum einbezieht, erlaubt es, sich verändernde Aneignungen von Dingen in Biografien und alltäglichen Lebensführungen zu

untersuchen. Emotionen sind laut Illouz unbeständig, denn sie können sich je nach Situation und Kontext verändern, wodurch verschiedene Erfahrungswerte gleichzeitig ko-existieren können. Illouz überwindet damit eher eindimensionale Konstruktionen von Menschen als Ding-Konsumentierenden zu einem komplexeren Verständnis der Wahrnehmung und Aneignung von Dingen.

Einerseits lassen sich also – aus einer marxistischen Perspektive heraus – gesellschaftliche dominante ‚Entfremdungsverhältnisse‘ beschreiben, andererseits erlauben konsumsoziologische und anthropologische Tiefenbohrungen in Bezug auf den Alltag von Menschen und ihre Dinge die Beobachtung von Prozessen, in denen Entfremdung überwunden wird und alternative Werte erlebt werden.

Trotz erheblicher Unterschiede im Detail ist den beschriebenen Ansätzen gemeinsam, dass sie eine Konsumkultur beschreiben, in der kapitalistische Märkte eine wesentliche Rolle für die Verhältnisse der Mensch-Ding-Beziehung spielen. Das Ding bleibt dabei in erster Linie Projektionsfläche und Verfügungsmasse und Träger der ihm zugewiesenen kulturellen, materiellen oder subjektiven Bedeutungen. Die beschriebene Konsumkultur ist von der Konstruktion einer „hyper-individualistischen Identität“ geprägt (Illouz 2011: 59), in der Objekte sowohl der Differenzierung und sozialen Positionierung als auch der gegenseitigen Überformung und der Etablierung von Macht und Einfluss dienen. Eine geringe Rolle spielen in den materialistischen Ansätzen die physisch-körperliche Ebene und der konkrete ‚Alltag mit den Dingen‘. Alltagsdinge – und zwar selbst diejenigen, die in Kellern, der Schublade oder auf Speichern die meiste Zeit des Tages verborgen sind – sind zum Teil lange Zeit nach dem Erwerb präsent und werden zunehmend unabhängig von den Verhältnissen, Umständen und Beweggründen des Erwerbs. Sie sind ‚Körper unter Körpern‘, deren Wertigkeit in der Einschätzung der Menschen zwar weiterhin von den Marktpreisen und der Verfügbarkeit neuerer, vermeintlich besserer Varianten beeinflusst wird (vgl. Hipp und Jaeger-Erben 2021), aber auch jenseits davon auf die visuelle Wahrnehmung, die körperliche Bewegung und die Handlungsmöglichkeiten Einfluss nehmen können. Eine Materialitätssensible Perspektive benötigt also einen umfassenderen Begriff von Materialität.

„Material Turn“ – Materielle Kultur, Akteurs-Netzwerke und „vibrant matter“

Ungefähr seit Beginn des 21. Jahrhunderts sind in den Sozial- und Geisteswissenschaften vermehrt konzeptionelle und empirische Arbeiten zu finden, die neue Perspektiven auf Materialität und Mensch-Ding-Verhältnisse werfen und eröffnen. Diese auch als „material turn“ beschriebene Entwicklung hängt unter anderem mit dem zunehmenden Interesse an materieller Kultur-Forschung (Hahn 2016) auf der einen sowie der Akteurs-Netzwerk-Theorie (ANT) (Belliger und Krieger 2006: 17) auf der anderen Seite zusammen.

Die Wirksamkeit der Dinge im Alltag von Menschen wird vor allem in der Material-Culture-Forschung thematisiert, die teilweise an ANT-Perspektiven direkt anknüpft, teilweise aber auch eigenständige Ansätze definiert. Studien zur materiellen Kultur legen allgemein jedoch ähnlich wie die ANT den Fokus auf den Handlungsvollzug und untersuchen, wie menschliche und dingliche Körper im gemeinsamen Handlungsvollzug zu *Assemblagen* miteinander verschmelzen. Dinge bilden dabei keine isolierten Entitäten, sondern werden im Handlungsvollzug praktisch hergestellt und gleichzeitig zu Mitspielern in der sozialen Praxis (Hörning 2015). Sie werden zum Träger alltäglicher Lebens- und Haushaltsführung (Silverstone und Hirsch 1992) und das Design von Objekten und materiellen Umgebungen leitet und prästrukturiert die Bewegungen menschlicher Körper in und mit ihnen. Konzepte, wie der Affordanz-Ansatz (Fisher 2004), untersuchen insbesondere den ‚Angebots- oder Aufforderungsrakter‘ von Gegenständen und Umgebungen und wie Menschen und Dinge sich eineinander einschreiben („What We Touch, Touches Us“, Fisher 2004: 20). Handlungs- und Bewegungsmöglichkeiten werden davon geformt, was Gegenstände und Umgebungen zu tun erlauben und welche Fähigkeiten der Mensch aufweist, den verfügbaren Möglichkeitspielraum zu nutzen.

Arjun Appadurai (Appadurai 1986) hat bereits in den 1980er Jahren darauf hingewiesen, dass Konsumgegenstände nicht nur Symbole und Träger sozialen Lebens sind, sondern sogar selbst ein soziales Leben führen. Mit dieser Aussage sollte vor allem eine Fokusverlagerung von menschlichen Attributionen auf Dinge hin zur Untersu-

chung der Trajektorien von Dingen, ihrem Design und ihren Nutzungsformen motiviert werden. Auch wenn Appadurai annimmt, dass in der Theorie die symbolische Zuweisung von Wert und Bedeutung vom Menschen ausgeht, so ist es seiner Ansicht nach methodologisch geboten, in der sozialwissenschaftlichen Analyse bei den Dingen selbst anzusetzen: „es sind die Dinge-in-Bewegung, die Aufschluss über ihren menschlichen und sozialen Kontext geben.“ (Appadurai 1986: 5) 4.

Die Material-Culture-Forschung verweist darüber hinaus auf den „Eigensinn der Dinge“ (Hahn 2013; 2015). Der Kulturanthropologe Hans-Peter Hahn beschreibt in diesem Zusammenhang, wie die zunehmende Zahl an Besitztümern den Besitzenden nicht nur Freiheit und Wahlmöglichkeit verschafft, sondern auch zu einer ständigen Aufforderung und Anforderung wird, den Gegenständen Aufmerksamkeit zukommen lassen zu müssen. Den „Eigensinn“, den Dinge hierbei entfalten, beschreibt Hahn als unvorhersehbar in seinem Verlauf. Insbesondere neue Besitztümer müssen zunächst angeeignet und kennengelernt werden. Auch wenn der Gegenstand an sich bekannt ist, muss von einem neuen Exemplar zunächst gelernt werden: Schuhe müssen eingelaufen, ein Computer eingerichtet und ein neues Sofa eingesessen werden. In jedem Fall ist die Aneignung ein Austesten der Eigenschaften und Funktionalitäten, ein Anpassen des eigenen Körpers und seiner Bewegungen und der praktischen Fähigkeiten – des Know-hows – an den Gegenstand und ein mehr oder weniger aufmerksames Beobachten seiner ‚Reaktionen‘. In Anlehnung an Roger Silverstone (Silverstone und Hirsch 1992) unterscheidet Hahn (Hahn 2004) zwischen materieller Aneignung (die Ware wird zu einem Konsumgut), Objektivierung (das Konsumgut wird in den eigenen Haushalt kategorial eingesortiert), Inkorporation (praktische Nutzung und damit ‚Einverleibung‘ des Konsumguts) und Transformation (Konsumgut wird zu einem autonomen Objekt im lokalen Kontext / eigenen Haushalt) als aufeinanderfolgende Schritte des Aneignungsprozesses. Wie Hahn betont, ist das Ergebnis dieses Prozesses weder endgültig noch von der aneignenden Person selbst steuerbar, denn die Aneignung führt zu einer Veränderung der Wahrnehmung des Objekts und der eigenen Rolle als Nutzende*r, welche wiederum Auswirkungen auf die Interaktionen und Beziehungen zu den Dingen im Allgemeinen hat.

Nach Daniel Miller, einem der prominentesten Vertreter der Material-Culture-Forschung, können

nicht nur Menschen Gegenstände erschaffen, sondern sind auch Gegenstände „Schöpfer der Menschen“ (Miller 2005, 2010). Miller ist Verfechter einer Anthropologie, die sich mit der materiellen Welt als Zugang zum Menschsein beschäftigt. Materialität ist dabei die Bedingung der Herstellung von Kultur und sozialer Wirklichkeit, materielle Dinge dienen der Bewältigung von Alltag und Lebenspraxis. Dinge erfüllen in dem Zusammenhang eine Brückenfunktion, indem sie Emotionen, Affekte und Grundorientierungen zur Welt repräsentieren und bei der Schaffung verschiedener Formen der sozialen Realität unterstützen können. Sie ermöglichen gleichzeitig Routine und Veränderung, indem sie durch alltägliche Praktiken gekennzeichnet sind, jedoch auch Veränderungen im Leben und in der Gesellschaft abbilden. Die eingangs zitierte Studie „Life at Home in the Twenty-First Century“ (S. 26f) hat in vielen Bildern und Beschreibungen herausgearbeitet, wie sich die Alltagsbedeutung oder -wirksamkeit von Dingen in Hauseinrichtungen manifestiert. Die Bilder veranschaulichen vollgestopfte Kinderzimmer und Küchenschränke, die jedoch keine einseitigen Spiegel des gesellschaftlichen Konsumismus (vgl. Bauman 2005, siehe auch Kapitel 7, S. 145f) sind, sondern das breite Spektrum an mehr oder weniger routinierten Alltagspraktiken zeigen sowie die Bedeutung, die materiellen Auswahlmöglichkeiten im Alltag beigemessen wird. Wie Dinge dabei nicht nur Verfügungsmasse sind, sondern auch zum „Schöpfer von Menschen“ werden, zeigt Miller bei der Untersuchung der Aneignung von Dingen im Alltag. Diese Aneignung beschreibt er ähnlich wie Hans-Peter Hahn (siehe oben) als „Objektivierung“ („objectification“). Damit ist nicht das einseitige ‚zum Objekt machen‘ eines Gegenüber gemeint, sondern der dialektische Prozess zwischen ‚Subjekt‘ und ‚Objekt‘. Ein Subjekt erschafft dabei ein Objekt, indem es dieses beispielsweise einer Kategorie zuordnet beziehungsweise ihm eine Rolle im Alltag oder Haushalt zuweist. Damit erscheint das Objekt nicht mehr als einzelnes oder einzigartiges Ding, sondern wird seiner Einzigartigkeit ‚entäußert‘. Durch diese eigentliche Verfremdung des Objekts kann sich das Sub-

4 Übersetzung durch Autorin; Originalzitat:
„it is the things-in-motion that illuminate their human and social context.“

5 Übersetzung durch die Autorin; Originalzitat:
„in which bits and pieces from the social, the technical, the conceptual and the textual are fitted together.“

jekt jedoch in Relation zu diesem setzen und es verstehen, eine Entfremdung gewissermaßen mit dem Ziel der Bekanntmachung. Erst dann ist es möglich, dass das Objekt angeeignet und genutzt wird. Dabei ist die Prozesshaftigkeit des Geschehens genauso wichtig wie die Austauschbarkeit der Kategorien und Rollen, insbesondere von Subjekt und Objekt. Denn nach Miller sind Menschen nicht stets nur Subjekte und Dinge nicht stets nur Objekte. Entscheidend ist vor allem das Verhältnis zueinander. Ein Gebilde aus Plastik, Schläuchen, Kabeln, Motor etc. wird durch die Objektivierung zum Staubsauger und Haushaltsgerät und damit zum Staubsaugen nutzbar. Gleichzeitig wird das Gebilde aus Muskeln, Blut, Knochen etc., das den Staubsauger zunächst als Subjekt objektiviert hat, zum Staubsaugenden und damit gewissermaßen auch zum Objekt des Staubsaugers im gemeinsamen Handlungsvollzug.

Auch die ANT zeichnet sich dadurch aus, dass sie sowohl menschlichen als auch nichtmenschlichen Körpern Handlungsfähigkeit zuschreibt. Menschen und Dinge sind beides Aktanten, die in relationalen Netzwerken oder Assemblagen miteinander wirksam werden (Latour 2005: 54). Nach der Auffassung von ANT-Vertreter*innen ist das Soziale kein eigenständiger Bereich der Realität (Latour 2005: 4), vielmehr wird diese hergestellt, „indem Bruchstücke und Teile aus dem Sozialen, dem Technischen, dem Konzeptuellen und dem Textuellen zusammengefügt werden“ (Law 1992: 381),⁵. Das Ziel der Beobachtung sind damit vor allem „techno-sozial-semiotische Hybride, die sich in dauernd sich verändernden Netzwerken selbst organisieren“ (Belliger und Krieger 2006: 23). Die ANT hat sich zunächst aus einer materialistischen Perspektive heraus mit technologischen Entwicklungen und Anwendungen sowie der Praxis der wissenschaftlichen Forschung befasst, fand aber zunehmend Verwendung in der Untersuchung alltäglicher sozialer Praktiken und Mensch-Ding-Beziehungen (siehe auch Kapitel 4 und 5). Aus der Perspektive der ANT ist Handlungsfähigkeit (Agency) keine Fähigkeit, die im menschlichen Geist verankert ist, sondern ein Effekt der Anordnung von heterogenen Körpern und Materialien (Callon und Law 2005), der immer wieder hervorgebracht werden muss und daher stets prekär ist.

Dinge als mindestens ebenbürtige Aktanten in der Untersuchung von Mensch-Ding-Verhältnissen zu betrachten, scheint radikal zu sein, denn es bedeutet, sich von der Vorstellung des Menschen als (einzigem*) einziger sinnhaft handelnd-

den*handelnder Akteur*in und der dominanten Rolle seiner*ihrer Intentionalität weitgehend zu verabschieden. (Sozialer) Sinn und Intentionen werden dabei zwar nicht völlig ausgeklammert, es geht jedoch vor allem darum, wie (alle möglichen) Sinnkonstruktionen und Intentionen in soziale Fakten, in Texte oder Technik übersetzt und mittels dieser Übersetzung Teil des Netzwerks werden. Nicht dem*der intentionalen Akteur*in, sondern der Intentionalität selbst wird auf die Spur gekommen.

Manche Protagonist*innen des neuen Materialismus fordern, eine systematische „Ontologie des Materiellen“ zu entwickeln (vgl. Folkers 2013). Soziolog*innen, wie Aida Bosch (2014, 2012b), entwickeln eine „Soziologie der Dinge“, in der Materie von ihrem immanenten, ontogenetischen und selbstorganisierenden Potenzialen her gedacht wird. Nach Bosch sind Materie und Dinge kein passiven Stoffe, die auf menschliche Bearbeitung warten. Sie sind keine diskreten, selbstgenügsamen Entitäten, die erst nachträglich in Relationen mit anderen Entitäten gebracht und in Bewegung versetzt werden können. Dinge befinden sich vielmehr immer schon in Bewegung. Interessant ist für den neuen Materialismus vor allem das stoffliche und haptische ‚Dazwischen‘ im Spannungsverhältnis der Praxis des Menschen und der Praxis der Dinge. Kritisch betrachtet wird demgegenüber die Überbetonung symbolischer und sprachlicher Aspekte der Praxis in den Sozialwissenschaften, denn diese sind deshalb eher nachgeordnet, weil „vor allem [dem] sprachlichen Zugang zum gesellschaftlichen Wissen [...] ontogenetisch haptische und visuelle Interaktionen mit der Umwelt [zugrunde liegen].“ (Bosch 2012a: 51). Menschliche und nichtmenschliche Akteur*innen bilden vielfältige Versammlungen (Assemblagen), in denen ein Ressonanzraum entsteht, in welchem Materie in Vibration gerät und ihre Potenzialität sich entfalten kann.

In einigen Texten zum neuen Materialismus wird versucht, den Handlungsbegriff gänzlich zu vermeiden und Bewegung als eine „agency of assemblages“ (Wirkmächtigkeit oder Handlungsfähigkeit von Versammlungen (vgl. Bennett 2010) zu untersuchen. Diese Hinwendung zu den Assemblagen statt zu den Akteur*innen hat auch eine politische Konnotation. Sie soll die Erforschung der materiellen Welt vom Anthropozentrismus wegführen und eine posthumanistische oder „More-than-human“-Perspektive ermöglichen. Die posthumanistische Perspektive verbindet Elemente der ANT mit feministischen Theorien und

hebt hervor, wie das Menschliche in einen Nexus von Nichtmenschlichem verstrickt ist, der als fließend und vielfältig, komplex und umstritten, verbunden und differenziert behandelt werden sollte. Im Zentrum steht die Performativität (Barad 2003), in der die Grenzen zwischen Mensch und Ding, Diskursivem und Materiellem sowie zwischen Kultur und Natur nicht von vornherein festgelegt sind, sondern erst performativ „inkraftgesetzt“ werden. In Anlehnung an Donna Haraway (siehe auch S. 162 f) und Begriffe aus der Optik bezeichnet Karen Barad (Barad 2003) das Inkraftsetzen von Grenzen als Diffraktion (Beugung oder Brechung): Ähnlich wie sich Lichtwellen an Hindernissen brechen und dadurch Licht- und Schattenmuster sowie eine dreidimensionale Wahrnehmung erzeugen, werden Differenzen und Grenzen innerhalb des gemeinsamen Wirkens von Menschen und Dingen – oder mit Barads Worten unterschiedliche „materielle Relata“ – erzeugt.

Agency, das heißt Handlungsfähigkeit oder Wirkmächtigkeit, entfaltet sich innerhalb von Versammlungen und kann sich auf alle an dem Phänomen beteiligten Komponenten je nach Situation unterschiedlich verteilen, und zwar im Sinne einer „distributive agency“ (Bennett 2010). Barad prägt für diese Zusammenhänge den Begriff „Intraaktionen“ (Barad 2012), um deutlich zu machen, dass es nicht um Inter-aktionen zwischen abtrennbaren Einheiten geht, sondern um Prozesse innerhalb eines diskursiv-materiellen Phänomens. In diesem Sinne heben Autor*innen, wie Jane Bennett (Bennett 2010), die Vitalität und Eigenständigkeit von Dingen hervor: „Mit „Vitalität“ meine ich die Fähigkeit der Dinge – Lebensmittel, Waren, Stürme, Metalle –, nicht nur den Willen und die Pläne der Menschen zu behindern oder zu blockieren, sondern auch als Quasi-Agenten oder Kräfte mit eigenen Bahnen, Neigungen oder Tendenzen zu wirken.“ (Bennett 2010: viii) 6.

Während der historische Materialismus also eine umfassende Perspektive auf die Produktionsverhältnisse und die Konstitution von Mensch-Ding-Verhältnissen erlaubt, dringt der neue Materialismus so tief in die Performanz von Mensch-Ding-Beziehungen ein, dass Mensch und Ding nicht mehr voneinander unterschieden werden können.

Reparieren und Selbermachen als Reproduktion und Rekonfiguration von Verhältnissen

In den vorangegangenen Abschritten wurden verschiedene Ansätze zu Mensch-Ding-Beziehungen oder -verhältnissen beschrieben, die mit unterschiedlichen Schwerpunkten eine Ontologie des Menschen im Verhältnis zu seiner (materiellen) Umwelt definieren oder versuchen, diese im Sinne einer Ontologie des Materiellen ganz zu überwinden. Allen Ansätzen ist grundsätzlich gemeinsam, dass sie eine eher materialistische Perspektive auf Menschen und Dinge und alles dazwischen richten: Im Zentrum stehen die soziomaterielle Performanz, das Zusammenwirken oder das Aufeinander-Einwirken von Mensch und Ding beziehungsweise materieller Umgebung.

Ein wesentlicher Unterschied besteht darin, dass die beschriebenen Ansätze den Beteiligten – sei es nun Mensch oder Ding – unterschiedlich viel Autonomie, Handlungsfähigkeit oder auch Vitalität zugestehen. Der historische Materialismus in der Tradition von Karl Marx sieht sowohl Mensch als auch Ding von kapitalistischen Markt- und Produktionsverhältnissen überformt. Mensch und Ding sind grundsätzlich entfremdet und die in der Mensch-Ding-Beziehung wirksamen Wertvorstellungen und Fertigkeiten sowie die Ausmaße und Geschwindigkeiten des Konsums sind kapitalistisch so stark geprägt, dass kaum Spielräume übrigbleiben. Diesem Ansatz folgen konsum(ismus)kritische Autoren, wie Fritz Haug, Gernot Böhme oder auch Zygmunt Bauman, (Bauman 2005, siehe Kapitel 7, S. 145 f) mit jeweils eigenen Schwerpunkten.

In der Material-Culture-Forschung werden die individuellen Aneignungen und der Aufbau einer Beziehung zwischen Menschen und Dingen weniger innerhalb der strukturellen Grenzen dieser Prozesse betrachtet, sondern insbesondere in Ausleuchtung der Spielräume innerhalb der Grenzen. Dinge / Objekte / Gegenstände werden zwar „designt“ und es werden ihnen Eigenschaften eingeschrieben. Menschen werden zwar in ihren Vorstellungen, Fähigkeiten und Möglichkeiten kulturell geformt. Dennoch entwickeln sich im ge-

	Historischer Materialismus	Materielle Kultur	Neuer Materialismus
Zentrale analytische Begriffe	Produktionsverhältnisse und Hegemonien	Eigensinn der Dinge und materielle Herstellung des Sozialen	Assemblages, agentieller Relationismus, Intraaktion
Konzeptioneller Schwerpunkt	Entfremdung	Aneignung	Hybridität
Mensch-Ding-Verhältnis			

Abb. 4: Materialistische Ansätzen zu Mensch-Ding-Beziehungen und -Verhältnissen. Die Rahmen in der letzten Zeile deuten an, wie Produktionsverhältnisse und Wirtschaftsformen als formend für Mensch-Objekt-Verhältnissen betrachtet werden. (eigene Darstellung)

meinsamen Wirken von Mensch und Ding auch Eigensinn und Unverhersehbare. Das Ding als sozialer Akteur wird in den Mittelpunkt gerückt und ihre Trajektorien und ihr soziales Leben formen und gestalten soziale Wirklichkeit.

Ansätze des neuen Materialismus, denen auch die ANT zugerechnet werden kann, heben die Grenzen zwischen Mensch und Ding gänzlich auf, sie machen diese Unterscheidung nahezu obsolet, denn alles ist Körper, alles ist Materie. Die Grenzen zwischen Menschen und Dingen verwischen in Assemblagen und tauchen erst dann wieder auf, wenn sie tatsächlich relevant sind, um spezifische Phänomene zu benennen und zu verstehen.

Die ausführliche und vergleichende Darstellung der verschiedenen Perspektiven soll nun nicht damit schließen, dass eine Entscheidung zugunsten einer der drei Ansätze getroffen wird und dieser Ansatz dann durchgehend in den folgenden Kapiteln auf das empirische Material angewendet wird. Sie spannt vielmehr das sozialtheoretische Spektrum auf, in dem sich die weiteren empirischen Erkundungen bewegen. In den folgenden Kapitel wird auf diese Ansätze rekurriert, aber es werden auch weitere theoretische Perspektiven und Konzepte einbezogen. Alle An-

sätze werden gleichwertig – im Sinne einer „Multiple Grounded Theory“ (Goldkuhl und Cronholm 2010) – als potenziell relevante Heuristen behandelt, um ihre spezifischen Perspektiven sowie ihre Unterschiede fruchtbare zu machen.

Die Perspektivenvielfalt ist wichtig, denn wenn wir in die Wohnungen von Menschen Einblick nehmen und ihre Anhäufungen und Sammlungen von Dingen, ihre Praktiken mit den Dingen und ihre Eigenarbeit an den Dingen betrachten, dann sind Marx' Entfremdungsbegriff oder konsumkritische Ansätze zwar nur einen kurzen Gedankensprung entfernt, sie leuchten aber nur einen Teil des Gegenstandsbereiches aus. Viele Dinge sind ihren Besitzer*innen fremd, weil sie niemals einen Gebrauchswert entfaltet haben. Dinge, wie Fondue-Sets, Eierkocher oder Smoothie-Mixer, werden oft als Antwort auf ein Versprechen des

6 Übersetzung durch Autorin; Originalzitat: „By ‘vitality’ I mean the capacity of things – edibles, commodities, storms, metals – not only to impede or block the will and designs of humans but also to act as quasi agents or forces with trajectories, propensities, or tendencies of their own.“

Marketings gekauft, und zwar aufgrund der Suggestion von Begehrnissen, und beweisen aufgrund der seltenen Nutzung keine praktische Relevanz für alltägliche Bedürfnisse. So ist auch kein Gebrauchswissen entstanden, Nutzen und Zweck sind einem fremd geblieben. Auf die einstige Aneignung – und sei es nur qua Anschaffung und Einstörterung in eine Schublade – folgte relativ prompt die Enteignung, das Anschaffen ging nahtlos über in das ‚Entschaften‘⁷. Doch unabhängig vom Kontext und den Wirkmächten bei ihrer Anschaffung sind diese Gegenstände nun einfach mal da, genutzte und ungenutzte Dinge versammeln sich gleichermaßen im Praxiszusammenhang Küche. Wird in der Küche gekocht, gegessen oder geputzt, sind auch ungenutzte, vergessene oder schlafende Dinge zugegen, sie bilden einen Unterschied zu den genutzten Gegenständen und nehmen am Geschehen teil, auch wenn sie eher der Fels sind, an dem sich der Fluß der Aktivitäten bricht, weil sie beiseite geräumt werden müssen. Eine Untersuchung der Überredungs- oder Suggestionsmacht des Marketings (und seines Einflusses auf die Konstruktionen des Benötigten und Begehrten) kann zu verstehen helfen, warum die Dinge zugegen sind. Sie können aber nicht erklären, wie die Dinge zugegen sind und wie sie vielleicht doch noch oder nicht mehr genutzt werden. Dinge können einst gebraucht worden sein, aber später aus der Nutzung herausfallen, wenn sich der Alltag verändert und beispielsweise weniger Zeit zum Kochen und Backen bleibt. Verändern sich Alltag und Alltagskontexte, zum Beispiel durch einen Umzug in eine Wohnung mit größerer Küche oder die Vergrößerung des Haushalts, können schlafende Dinge auch wieder zum Leben erweckt werden. Dinge und Menschen können sich verändern, Fertigkeiten oder Funktionalitäten verlieren oder hinzugewinnen, kaputtgehen oder aufgewertet werden, was sich auf die Relationen zwischen beiden auswirkt.

Noch deutlicher wird die Relevanz einer Perspektivenvielfalt beim Reparieren oder Selbermachen. Diese Formen der Eigenarbeit an den Dingen kommen im kapitalistischen System vor allem dann vor, wenn sie in Geschäftsmodellen und Markterfolgen abbildbar sind, beispielsweise durch den Verkauf von Werkzeugen, Ersatzteilen oder Serviceleistungen. Sie kommen auch dann vor, wenn Gewinne erhöht werden können, indem der „arbeitende Kunde“ (Staab 2017; Voß und Rieder 2015) einen Teil der Wertschöpfung kostenlos und mehr oder weniger freiwillig übernimmt. Reparieren und Selbermachen als Subsistenzpraxen,

als arbeitsintensive Schaffung oder Lebensdauerverlängerung von auf dem Markt leicht und billig verfügbaren Dingen oder gar als Wiederaneignung von Produktionsmitteln sind dem kapitalistischen Markt suspekt. Diese Missverhältnisse der Eigenarbeit sind aus der Perspektive des historischen Materialismus gut abbildbar. Weniger gut abbildbar ist, wann, warum und wie Reparieren und Selbermachen (trotz allem) gelingen und wie sich die dabei formenden und verändernden Mensch-Ding-Beziehungen auf die Mensch-Ding-Verhältnisse auswirken.

Das grundsätzliche Interesse dieses Buches ist darauf ausgerichtet, Reparieren und Selbermachen in Beziehungen (Transaktionen, Intraaktionen) sowie Verhältnisse (Strukturen, materielle Arrangements, soziotechnische Systeme) einbetten zu können und dabei möglichst die ganze Bandbreite von Prä-Strukturierung und Restrukturierung, von Reproduktion und Rekonfiguration zu beachten. Die Untersuchung von Wirkmächtigkeiten kann nicht ohne die Berücksichtigung von Machtverhältnissen stattfinden, gleichzeitig geht es darum auszuloten, wo Räume, Situationen und Ereignisse entstehen, in denen Macht und Wirkmächtigkeit neu verhandelt werden. Verhältnisse reparieren kann dann bedeuten, die durch Produktionssysteme und Marktstrukturen pro-

7 Der Begriff stammt von der Technikhistorikerin Heike Weber (Weber 2014,) die damit einen aus dem Alltag entlehnten Gegenbegriff zum ‚Schaffen‘ vorschlägt, der den Fokus auf die „Kehrseite der unweigerlich mitgeschaffenen Reste“ (ebd., S. 4) und den dabei stattfindenden und bisher wenig beachteten Prozess verlagern soll.

8 Problematisch wird dabei im normativen Sinne als kontrollierend, manipulierend oder entfremdend (im Gegensatz zu dialogisch, teilhabend oder befähigend) verstanden, aber auch als ökologisch und sozial nicht nachhaltig, denn schnelllebiger und umfangreicher Konsum erzeugt hohe Externalitäten, die wiederum auf das System als Ganzes negativ zurückwirken (vgl. Kapitel 7).

9 Die Unterscheidung geht vor allem auf den Historiker Fernand Braudel (v. a. Braudel 2001) zurück, der mithilfe der Unterscheidung von drei (sozial konstruierten, nicht ‚natürlichen‘) Zeitebenen versucht, Entwicklungen und Veränderungen größerer Strukturen, wie Staaten, Gesellschaften oder Kulturen, nachzuzeichnen. Hier dient die grundsätzliche Idee der Zeitebenen als Orientierung, es geht nicht um eine konkrete Anwendung von Braudels Konzept.

vozierte Entfremdung zwischen Mensch und Ding oder zwischen Mensch und Produktionsprozess zu überwinden. Es kann aber auch bedeuten, an Störungen oder Irritationen in den Versammlungen oder Assemblagen von menschlichen und nicht-menschlichen Aktanten zu arbeiten und eine ‚harmonische‘, im Sinne von vibrierender Versammlung wiederherzustellen.

Aus diesen Überlegungen resultieren zwei Prämissen der Betrachtung von Reparieren und Selbermachen: Erstens ist die Mensch-Ding-Beziehung in ihren vielfältigen Einbettungen wahrzunehmen, in denen Markt- und Produktionsysteme und die damit zusammenhängenden (ungleich verteilten) Wirkmächtigkeiten die soziomateriellen Verhältnisse *formen*, aber nicht vollständig determinieren. Denn innerhalb des Zusammenseins und Zusammenwirkens von Menschen und Dingen existieren Undefiniertes und Unvorhersehbare, die sich der Vorstrukturierung verwehren und Beziehung oder Verhältnisse *reformieren* können. Der historische Materialismus zeigt hierbei eher ‚grobmaschig‘ die Prästrukturierung von Mensch-Ding-Beziehungen durch Machtverhältnisse und Hegemonien. Damit kann auf die problematischen⁸ Mensch-Ding-Verhältnisse hingewiesen werden, die einerseits Reparieren und Selbermachen marginalisieren und erschweren, andererseits aber auch das Ziel von Reparaturen als Bearbeitung gesellschaftlicher Probleme (siehe Kapitel 1) oder als Innovation (Kapitel 6 und 7) sein können. Die Perspektiven der Material-Culture-Forschung und des neuen Materialismus vermögen es demgegenüber, die ‚Feinheiten‘ in den Beziehungen von Mensch und Ding zu untersuchen und hierbei eine größtmögliche Offenheit für die dynamische Veränderung von Wirkmächtigkeiten der Beteiligten zu erhalten. In den folgenden Kapiteln soll verdeutlicht werden, dass eine Perspektive der Assemblagen die vielfältigen Dinge – Werkstücke, Werkzeuge, Werkstätten – und ihr Zusammenwirken in den Mensch-Ding-Hybriden sichtbar machen kann (vor allem Kapitel 4). Wenn es nicht mehr darum gehen muss, Mensch und Ding in der Betrachtung zu unterscheiden, dann können alle möglichen Formen der Interaktion, Transaktion oder Intraaktion in das Blickfeld geraten.

Zweitens sind verschiedene Zeitverläufe zu beachten beziehungsweise *Zeitperspektiven* einzunehmen, die wiederum die besprochenen Ansätze unterschiedlich relevant machen. Die in den Geschichtswissenschaften oft angewendete Unterscheidung zwischen long durée (sich langsam

entwickelnde gesellschaftliche Systeme), moyen durée (Konjunkturen, Zeitgeistphasen), und évenement (Ereignisse)⁹ vermitteln eine grobe Orientierung zur Unterscheidung von drei Zeitperspektiven in der Betrachtung von Mensch-Ding-Verhältnissen. Der historische Materialismus wirft eine *langfristige* Perspektive darauf, wie Machtverhältnisse sich evolutionär stabilisieren, ändern und restabilisieren. Die Material Culture-Forschung ist vor allem sensibel für die *mittelfristigen* Verhältnisvariationen, sie beobachtet Kulturveränderungen in ihrer Wirkung auf Alltag und materielle Ordnungen, das Verschwinden und Wiederauftauchen von Kulturtechniken, aber vor allem auch die Trajektorien oder Biografien von Menschen und Dingen. Der neue Materialismus nimmt die Performativität hybrider Assemblagen „als endlose Kaskade von Ereignissen“ (Fox und Alldred 2017: 7) in den Blick, er ermöglicht eine *ereignisbezogene, ‚Echtzeit‘-Analyse* davon, wie Mensch-Ding-Assemblagen in Bewegung kommen und Praxis vollziehen.

Diese Prämissen bedeuten für die Erkundungen und Analysen Folgendes: Kernbegriffe des historischen Materialismus, wie Produktivismus oder Konsumismus, helfen beim Verständnis der evolutionär geformten *Verhältnisse* innerhalb der und zwischen den Produktions- und Konsumptionssphären, welche die Mensch-Ding-Beziehung prästrukturieren, aber nicht gänzlich formen. Diese Perspektiven sind insbesondere dann wichtig, wenn es um das Verständnis von Reparieren und Selbermachen als soziale Innovation oder politische Praxis geht (siehe Kapitel 6 und 7). In diesem Kontext wollen wir insbesondere einen Arbeitsbegriff entwickeln, der sich grob auf die Marx'schen Überlegungen (und weiterer Autor*innen) zur ‚entfremdenden‘ Arbeit bezieht und dem Reparieren und Selbermachen als eine Form der ‚wiederaneignenden‘ Arbeit gegenübergestellt wird. Reparieren und Selbermachen werden dabei beschrieben als vielfach eingebettete, aber dynamische ‚Arbeit an Verhältnissen‘, in denen Zuweisungen und Überformungen mehr oder weniger gezielt zurückgewiesen und überwunden werden. Dabei werden auch die Wertkonstrukte der materialistischen Ansätze als Kontrastfolie genutzt, um ein alternatives Werterleben jenseits von Begriffen, wie Tauschwert, Fiktionswert und Gebrauchswert, zu entwickeln.

Aus der Perspektive der Material-Culture-Forschung werden die vielfältigen Alltagsräume und -praxen, die alltäglichen Aneignungs- und Nutzungsprozesse und insbesondere die Rolle von

,kooperierenden‘ oder ,sich verweigernden‘ Gegenständen und ihren Reparaturen betrachtet. Auf dieser Basis werden Erkundungen der Mensch-Ding-Performanz im Alltag und in den alltäglichen materiellen Arrangements vorgenommen (**siehe Kapitel 3 und 4**).

Mit dem Ansatz des neuen Materialismus kann beobachtet werden, wie Menschen und Dinge (oder nicht-menschliche und menschliche Körper) in jede Situation und in jedem Ereignis auf ein Neues gemeinsam so ‚hineingeworfen‘ sind, dass vor allem das gemeinsame Sein und Tätigsein im Vordergrund stehen (**Kapitel 4 und 5, teilweise Kapitel 7**). Performativität, Trans- oder Intraaktivität, gemeinsames und differenzielles Wirken lassen sich insbesondere dort betrachten, wo die Struktur gegenwärtiger Produktions- und Konsumssysteme keine Wege vorzeichnet, indem beispielsweise Lebensdauern oder Nutzungs routinen in das Design von Produkt-Service-Systemen eingeschrieben sind. Beim Selbermachen wird deutlich, dass Mensch-Ding- (und damit auch Mensch-Umwelt-)Beziehungen ein gegenseitiger, dynamischer und fortlaufender Anpassungsprozess sind. In diesem Prozess macht es – wie wir verdeutlichen werden – meist wenig Sinn, eine grundlegende Unterscheidung zwischen Mensch und Ding vorzunehmen, denn die Intraaktionen verlaufen an ganz anderen Trennlinien. So spielen werdende Dinge beim Selbermachen, kaputte Dinge bei der Repratur und Werkzeuge in beiden Kontexten eine so unterschiedliche Rolle im Geschehen, dass es wenig Sinn macht, hier pauschal von Dingen zu sprechen (**siehe Kapitel 4**). Zudem sind Menschen so unterschiedlich befähigt, in der Per-

fomanz von Reparieren und Selbermachen als Praxisform Wirkmächtigkeit zu entfalten, dass die pauschale Kategorie ‚Mensch‘ kaum etwas zur Analyse beitragen würde.

Auch wenn wir uns im Folgenden stark auf Ansätze beziehen, die eine Dichotomie zwischen ‚Mensch‘ und ‚Ding‘ eher kritisch sehen und ablehnen, werden wir die Begriffe hin und wieder verwenden. Damit wollen wir keinen der Beteiligten am Geschehen diskriminieren oder den ‚Dingen‘ ihre Vitalität und Wirkmächtigkeit absprechen. Wir wollen vielmehr anschlussfähig an die Alltagssprache bleiben und die Teilhabe an diesem Buch nicht über Begrifflichkeiten verringern, die vielen Lesenden seltsam und schwer verständlich vorkommen. Wir versuchen – wie viele andere praxeologisch und materialistisch orientierte Forschende –, das Unmögliche zu vollbringen und über etwas zu sprechen, das vor allem gespürt, ausgeführt und bewegt wird. Der bürgerwissenschaftliche Ansatz hat uns zwar gelehrt, sprachlich so abzuspecken, dass sich auch soziologisch nicht vorgebildete Personen kommunikativ mitgenommen fühlen, aber es wird uns im Folgenden nicht immer gelingen, gleichzeitig begrifflich genau und einfach zu sein. Auch wenn es unscharf ist, werden wir in den folgenden Kapiteln oft Ding, Gegenstand oder Produkt beziehungsweise Mensch oder Person schreiben statt beispielsweise Aktanten oder Körper, weil diese Begriffe anschlussfähiger an die Alltagssprache sind, wohl wissend, dass jeglicher Begriff immer ein Konstrukt bleibt und nie Korrelat oder Spiegelung dessen ist, was ‚wirklich‘ passiert.

